

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 23

Artikel: Goldene Wege
Autor: Vollmar, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926194>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bei den „Heiden“ mit der Liebe aussieht, ob es dort natürliche Selbstlosigkeit und Aufopferung gibt, also nicht christlich beeinflusst; es gibt gewiß dort auch Unterschiede zwischen den Menschen, gute und weniger gute, und Treue mit Großmut und andere der Liebe verwandte Tugenden . . .“

Diese Heidenfrage könnte wohl am besten ein Missionar beantworten. Ein solcher wolle sich zum Wort melden!

Zur Unterhaltung

Goldene Wege.

Eine Weihnachtsgeschichte von A. Bollmar.

I. Alles gut,
Was Gott tut.

Draußen geht die Mühle klipp, klapp, das Wasser springt auf das Rad und fällt wieder herunter, die alten Bäume stehen daneben, sehen zu und freuen sich, daß Wasser und Rad so fleißig arbeiten, — drinnen im Hause aber sitzt Frau Peters, die Müllerin, und ist gar nicht fröhlich, sondern so recht von Herzen traurig. Vor ihr steht ihr kleiner Junge, ihr einziges Kind, ihr Gottlieb, der hat ein Papier, auf das er etwas gemalt hat, in der Hand und bemüht sich vergebens, der Mutter zu erzählen, was die paar Striche bedeuten sollen. Nur wenige häßliche Laute bringt er hervor und ist doch schon sechs Jahre alt, — ach, er kann nicht sprechen, er ist stumm.

Und die Mutter kann auch nicht zu ihm reden, er hört sie nicht; er hört auch nicht das Rauschen der Bäume, das Klappern der Mühle, das Singen der Vögel, — er kann nichts hören, er ist taub.

Und daß ihr Gottlieb taubstumm ist, das macht die Mutter so traurig.

Gottlieb wächst heran, aber es bleibt mit ihm beim Alten. Er kann essen, trinken, schlafen, Vater und Mutter lieb haben, weiter nichts. Sein Vergnügen ist, mit Kohle, Kreide oder Schiefer zu malen; er malt alles, was er sieht. Die Mühle, die Bäume, Hund und Katze, — andere können kaum erkennen, was seine Krizeleien vorstellen sollen, aber er selbst weiß es und hat seine Freude daran. Gott Lob, daß er diese eine Freude in seinem armen Leben hat. Den Eltern kommt es oft vor, als wäre ihr liebes Kind nichts besseres als ein kleiner Hund, denn daß ein taubstummes Kind lesen,

schreiben, denken, an Gott glauben lernen und ein nützlicher Mensch werden kann; davon haben sie in ihrer einsamen Talmühle keine Ahnung und niemand kommt nach diesen böhmischen Wäldern, um es ihnen zu sagen.

Eines Tages, es ist gegen Ende des August, hat die Mutter gar viel zu tun. Sie ist allein in der Mühle und muß immer neues Korn auf die Steine schütten. Der Vater ist mit dem Knechte nach der Wiese gegangen, um Heu zu machen. Gottlieb sitzt im Hofe auf einem Holzsamm, läßt sich still von der Sonne bescheinen, wie er es so oft tut, keiner achtet auf ihn. Nach einiger Zeit wird ihm die Sonne lästig, der Wald dicht neben ihm lockt mit kühlem Schatten, dort steht eine Erdbeere, er bückt sich und pflückt sie, — wie süß sie schmeckt! — —

Die Mutter hat lange Zeit gearbeitet, jetzt wirft sie einen Blick auf den Hof — Gottlieb ist nicht da. Auch vorn im Walde ist er nicht, im Garten ebenfalls nicht. Nun, so wird er mit dem Vater, der vorhin Heu in den Stall brachte, mit zur Wiese gelaufen sein, er weiß ja Bescheid hier. —

Beruhigt geht sie wieder an ihre Arbeit. So wie heute ist es schon so oft gewesen, — es ist gar kein Grund zur Sorge. Als es Abend wird, kommen Vater und Knecht mit dem duftenden Heu heim.

„Es ist spät geworden,“ ruft der Vater, „dafür bringen wir auch alles ein.“

Die Mutter achtet seiner Rede nicht, ihre Augen haften an dem Heu. Wird Gottlieb nicht darin sitzen? Nein.

„Wo ist Gottlieb?“ fragt sie unruhig.

„Gottlieb? Bei uns nicht.“

„Um Gottes Willen,“ schreit sie auf, „bei euch nicht. Aber er ist schon seit Mittag nicht mehr hier. Ich dachte, ihr hättet ihn mitgenommen.“

War das ein Schrecken! Man suchte und suchte, — keine Spur von Gottlieb. Offenbar war er in den Wald gegangen, — und nun konnte man ihn nicht einmal rufen. Vater, Mutter und Knecht gingen sofort aus, das arme Kind zu suchen. Von drei Seiten drangen sie in den Wald, — sie suchten und suchten, es war Nacht, als sie sich wieder bei der Mühle trafen. Niemand hatte eine Spur von dem Kinde gefunden. — Nun mußten sie es anders anfangen. Mit Laternen wurden alle Ställe abgesucht, der Garten durchforstet. Mit Grausen ging der Vater am Mühlbach entlang, ob er etwa sein Kind mit sich fortgerissen. Aber nein,

— der Bach verengte sich an einer Stelle, um sich durch ein Felsstor zu zwängen, hier hätte er wenigstens Gottliebs Leiche finden müssen. Nichts zu sehen, — so war er doch nicht ertrunken. Peters eilte nach Hause, befahl der Mutter, alle Fenster zu erleuchten und daheim zu bleiben; vielleicht sah das taubstumme Kind das helle Licht und fand sich heim. Er aber ging mit dem Knecht, beide mit Laternen versehen, wieder in den Wald. Vorher löste er noch den Hund, Zeno, von der Kette, ließ ihn an einem Rocco von Gottlieb riechen und nun gingen die drei in die Dunkelheit hinein. —

— — Ach, als sie wiederkamen, war es draußen wohl heller Mittag, aber in ihnen war es dunkel und traurig. Sie hatten nichts gefunden, gar nichts. Und heut am frühen Morgen hatten sie gar Zeno noch verloren, der plötzlich fort war, ohne daß sie es bemerkt, und der trotz alles Rufens und Pfeifens nicht wieder gekommen war. Sie forschten noch viele Tage lang, auch andere mit ihnen, aber der Wald war groß und Wölfe darin. — — — Arme Mutter! Armer Gottlieb!

II.

So dunkel ist keine Nacht,
Daß Gottes Auge nicht darüber wacht.
O Gott, ich bitt,
Bewahr mein Tritt,
So fall ich nit.

Wo war nur der arme Bube? Die kleine rote Beere hatte ihn gelockt, und als er die eine gegessen, nickte ihm eine andere schon wieder zu und dann noch eine und wieder eine. So war er immer tiefer in den Wald geraten, weit, immer weiter, Stunden lang. Endlich war er müde geworden und eingeschlafen. Als er erwachte, war es hell um ihn, heller als da er einschlief, aber ihn hungerte. Doch fand er nach kurzem Suchen Beeren in Menge, so daß er ganz satt wurde; nun wollte er nach Hause gehen und lief eilig weiter. Ach, der Wald nahm kein Ende und er fand die Mühle nicht. Er lief und lief, stieß oft das Köpfchen an einem harten Baum, fiel hin und wieder über eine Wurzel, ihn dürstete und hungerte, aber er sah plötzlich einen Quell, aus dem er trank, dessen Anblick sein kleines Herz mit Freude erfüllte. Das war ja der Bach, welcher am Hause vorbeifloß, Gottlieb war klug genug, immer an ihm entlang zu gehen. Brombeeren, Himbeeren, Heidelbeeren und Erdbeeren gab's überall, so konnte er Hunger und Durst stillen, aber er hätte so gern ein Stück Brot gehabt.

Doch viel lieber wäre er zu Haus gewesen, ach, wie war der Weg so lang! Und dann wurde es dunkel, — ja der Tag hatte auch schon so lange gedauert. Daß er schon eine Nacht im Walde zugebracht, ahnte der kleine Junge nicht, und von den vielen oft unheimlichen Tönen, welche die verschiedenen Tiere, die im Walde lebten, ausstießen, hatte er nichts gehört. Aber nun war er müde, o so müde! und sehnte sich nach seinem Bettchen. Bitterlich weinend setzte er sich auf die Erde, ihm wurde so bange bei der einbrechenden Dunkelheit. Der Arme wußte ja nichts von einem Gott im Himmel, der jeden Sperling behütet, jedes Haar auf Gottliebs Haupt gezählt hatte und ihn auch jetzt in dem finsternen Walde sah und bei ihm war. Das verirrte Kind schlief endlich ein.

Wie lange es so im weiten Walde umher gelaufen, wie viel arme Mahlzeiten von Beeren und Wasser es zu sich genommen: das wußte es auch später, als es Irrgänge beschreiben konnte, nicht. Zeit und Raum konnte Gottlieb nicht berechnen. Eines Tages hatte er einen furchtbaren Schreck. Ein schwarzes Tier, dessen Kommen er natürlich nicht bemerkt, drängte sich an ihn, — aber, o Freude! er erkannte den treuen Hund aus der Mühle. Er konnte ihn nicht „Zeno“ rufen und der Hund nicht „Gottlieb“ sagen, aber die Zwei umarmten sich einander so herzlich, als ob sie die allerbesten Freunde wären. Und sie waren es auch. Wie lange hatte Zeno wohl den Verirrten gesucht, welche Fährlichkeiten zu bestehen gehabt! Er hatte eine tiefe Wunde und ein Fuß schleppte bedenklich nach. Traurig sah Gottlieb ihn an und hätte er sprechen können, so würde er gesagt haben:

„Armer Zeno, wie siehst Du aus?“

Und hätte der Hund reden können, so hätte er erwidert:

„Armer Gottlieb, ich hätte Dich fast nicht erkannt, so blaß und mager bist Du geworden.“

Still schlichen nun die Beiden neben einander; ob sie es wohl aufgegeben hatten, nach Hause zu kommen? —

Da — endlich! — lichtete sich der Wald, sie sahen viele, viele Häuser mit blanken Dächern vor sich liegen, und große Kirchtürme ragten hervor, in der Sonne glänzte alles, als ob eitel Gold und Silber da flimmerte. Ach — die Mühle war es nicht, welche die Beiden suchten, mechanisch zogen sie vorwärts; da kamen viele, viele Leute gegangen, aber keiner sprach mit ihnen. Gottlieb hätte ihnen so gerne

gesagt, daß er so sehr hungrig ist — große Menschen, Vater und Mutter und der Knecht gaben ihm stets zu essen, — er streckt flehend die Hand aus, das soll heißen: „Gebt mir etwas zu essen!“ und der Hund wedelt mit dem Schwanze, „bitte, bitte“ heißt das. — Wird niemand die stumme Bitte verstehen?

Ja. Hier und da bleibt einer stehen und ihn jammert das elende, blasse Kind, das nichts sagt, nur flehend die Hand ausstreckt. Er legt ein Geldstück in die kleine Hand, — traurig führt Gottlieb es zum Munde, o, es ist hart und kalt, er kann es nicht essen, weiß nichts von der Bedeutung des Geldes, er wirft es fort. Er hat ja um Brot, weshalb gibt man ihm einen Stein? — Er schleicht weiter, die zitternden Beine wollen ihn nicht mehr tragen, aber hier liegen große Brote an der Tür, — die Menschen verstehen seinen sehnsuchtsvollen Blick nicht, wohl aber der Hund. Er eilt hinzu, nimmt ein Brot zwischen die Zähne, eben will Gottlieb es nehmen, da kommt ein Mann mit einem Stock und will den kranken Hund schlagen. Entsetzt umschlingt das Kind den schwarzen Freund, der sein Brot immer noch festhält. So stehen sie da, — mehrere Menschen kommen und sprechen auf Gottlieb ein, ach, er sieht wohl ihre Gesichter und Gebärden, aber er versteht nicht, was die Leute wollen, und versteht er's, so könnte er ihnen doch nicht antworten. Sie aber fangen an zu merken, daß Kind und Hund hungrig sind, sie begütigen den Mann mit dem Stocke, — doch ihren Aufforderungen, nun zu essen, kommen weder Gottlieb noch Beno nach. Sie sind beide viel zu erschrocken.

„Das Kind ist taub — und stumm“, sagt plötzlich ein Herr, der auch näher getreten, „krank und elend dazu. Es kann keine Auskunft geben über woher und wohin, — muß sich auch zuerst erholen. Ich werde es mit mir nehmen, liebe Leute, Ihr wißt ja, wer ich bin“.

„Der Herr Direktor“, geht's durch die Menge, „der die große Schule für die Taubstummen hat. Da ist das Kind gut aufgehoben.“

Alles ist voll Mitleid, am liebsten hätten die Leute Kind und Hund auf ihren Armen dem Herrn Direktor ins Haus getragen.

So führte Gott das taubstumme Kind durch den großen Wald dahin, wo es zu einem neuen Leben erwachen, lernen und erfahren sollte, daß es einen Vater im Himmel gibt und daß alle dunklen Wege sein Kind nur zu Ihm führen sollen.

(Schluß folgt.)

Aus der Welt der Gehörlosen

Bern In Zweisimmen ist im November ein Taubstummenfreund, Theodor Beck, im Alter von 71 Jahren gestorben, der es verdient, daß seiner auch hier gedacht werde. Denn nicht nur war er etliche Jahre Taubstummenlehrer in Riehen (zu meiner Schülerzeit) sondern er bewahrte auch später, als er in andere Arbeit kam, sein Leben hindurch sein Wohlwollen gegenüber der Taubstummenfrage, das er u. a. betätigte als Kassier des Schaffhauser Fürsorgevereins für Taubstumme, in den vielen Jahren, wo er Waisenvater in Schaffhausen war. Von Zweisimmen aus, wo er ein Kinderheim gegründet hatte und zuletzt selbst mit seinen Töchtern darin wirkte, unterstützte er mein Quellenbuch kräftig. Wir haben wieder einen Taubstummenfreund weniger! E. S.

Aus Taubstummenanstalten

Zur Weihnachtsfeier in Taubstummenanstalten.

In einem alten Jahrgang der „Blätter für Taubstummenbildung“ schreibt ein deutscher Taubstummenlehrer, W. Neuschert-Strasbourg i. E., folgendes, das wir auch unsern schweizerischen Taubstummenanstalten empfehlen und darum jetzt schon abdrucken, statt erst in der Weihnachtsnummer.

1. Gespräch.

(Von zwei Schülern auszuführen.)

Frage: Was, liebes Kind, erregt euch so?

Antw.: O, heute sind wir herzlich froh!

Frage: Sag' an, was eure Freude ist?

Antw.: Heut' ist geboren Jesus Christ!

Frage: Hat man das heute erst erfahren?

Antw.: Nein, vor über neunzehnhundert Jahren.

Frage: Wo wurde dies zuerst bekannt?

Antw.: Zu Bethlehem, im jüd'schen Land.

Frage: Wem wurde diese Freude kund?

Antw.: Den Hirten, durch der Engel Mund.

Frage: Wozu ist Gottes Sohn geboren?

Antw.: Um zu erlösen, was verloren.

Frage: Wer ist verloren, weißt du dies?

Antw.: Die Sünder, das ist ganz gewiß!

Frage: So nimmt der Heiland Sünder an?

Antw.: Ja wohl! Er nimmt die Sünder an!

Frage: Was heißt denn angenommen werden?

Antw.: Das heißt: bei Jesu selig werden!